Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.00.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 38. **Sonnabend** den 21. Januar 1899. 93. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. Januar.

Bei der Berathung des Etats für das Reichsamt des Innern im Reichstage findet in jedem Jahre eine ausführliche Besprechung der **Socialpolitik** des Reiches statt. Und jedesmal dasselbe Schauspiel: ungemessene Forderungen und maßlos übertriebene Klagen der Socialdemokraten, die von den bürgerlichen Radicalen und einigen Heißsporen des Centrums mehr oder weniger unterstützt werden; vom Regierungstische Widerlegungen, Mahnungen zum Maßhalten und die Versicherung, daß die sociale Reformarbeit unentwegt weiter geführt werden solle, soweit die Lage der Industrie, des Handwerks und der Landwirthschaft dies gestatte, und endlich unter den grundsätzlich auf dem Boden der Weiterführung dieser Reform stehenden Parteien und Gruppen ein lebhafter Streit darüber, welches das rechte Tempo dieser Weiterführung und wo eine Reform am dringlichsten sei. Wesentlich Anderes hat man auch diesmal in der noch nicht völlig abgeschlossenen Debatte nicht gehört; nicht einmal die Mahnung des Staatssecretairs Grafen Posadowsky, möglichst den „nervösen Dilettantismus" auf socialpolitischem Gebiete zu bannen, war neu. Schon wiederholt ist in früheren Jahren von Vertretern der Regierungen darauf hingewiesen worden, wie sehr die praktische Arbeit auf diesem Gebiete erschwert wird durch „Arbeiterfreunde", die über die Lage und Berufsgefahren der Bergarbeiter reden, ohne jemals einen Bergarbeiter in seinem Berufe gesehen zu haben, oder für die Arbeiter Gewinnantheile am Ertrage eines Betriebes fordern, ohne zu wissen, daß die Erträge nur zu oft in Deficits bestanden haben und daß der Betrieb lediglich im Interesse der Arbeiter und ihrer Familien unter großen Opfern aufrecht erhalten worden ist. Und trotzdem hatte sich Graf Posadowsky wieder gegen jene theoretischen Dilettanten und Amateurpolitiker zu wenden, die keine Ahnung davon haben, ob die Lasten, die sie der deutschen Industrie aufbürden **wollen, so hoch sind, daß die Unternehmer im Wettbewerb auf dem Weltmarkte nicht mehr mitkommen.** Und so wird es bei der Natur des Deutschen auch immer bleiben, zumal wenn durch Reden von maßgebender Seite das Signal zu Erörterungen über Gesetzentwürfe gegeben wird, die noch gar nicht fertig und über deren Ausgestaltung die zu dieser Arbeit berufenen Kräfte noch gar nicht einig sind, und so lange es den Anschein behält, als ob an maßgebender Stelle nicht die berufenen Rathgeber, sondern interessirte Persönlichkeiten das Tempo der socialpolitischen Reformgesetzgebung beeinflußten. Leider ist dieser Schein auch in den Debatten der letzten Tage nicht beseitigt worden. Was über Herrn von Stumm und seinen Einfluß gesagt wurde, ist weder von diesem selbst, noch vom Tische des Bundesraths so widerlegt worden, daß es in das Reich der Fabel verwiesen werden müßte. Und so lange es geglaubt wird, ist nicht nur der erbitterte Ansturm der Socialdemokraten gegen die Position der Regierung, sondern auch das Hervortreten des „nervösen Dilettantismus" begreiflich, der sich sagt, daß er mit seiner „Unparteilichkeit" und seinem redlichen Idealismus ebensoviel Anrecht darauf habe, gehört zu werden, wie ein interessirter Privatmann.

Der Klerikalismus möchte gar zu gern anläßlich der von Rußland angeregten **Abrüstungs-Conferenz** den **Papst** als künftigen internationalen Schiedsrichter erscheinen lassen, nachdem vergeblich versucht worden, ihm bei der Conferenz gegen den Anarchismus die Rolle des erhabenen Rathgebers anzuweisen, der allein die wahren Heilmittel gegen die anarchistische Gefahr anzugeben wisse. So schreibt die „Köln. Volksztg.":

„Die Katholiken wünschen lebhaft, unter den Vertretern der Mächte auf der Abrüstungs-Conferenz auch einen Repräsentanten des Papstthums zu sehen, als einer Institution, welche durch die Erhabenheit und Eigenart ihrer Stellung berufen ist, innerhalb der Friedensbewegung eine hervorragende Rolle zu spielen. Kommt doch für die Erhaltung des Friedens ganz wesentlich eine unparteiliche, an den politischen und wirthschaftlichen Handeln der Welt unbetheiligte Instanz als Schiedsgericht in Frage. Wenn die künftige St. Petersburger Conferenz ihre Aufgabe ernst und gründlich anfaßt, wird der Schiedsgerichtsgedanke ihre Erörterungen zum guten Theil ausfüllen müssen. Die Ansicht, daß der Papst bei diesen Verhandlungen vertreten sein wird, besteht; Rußland sucht in letzter Zeit dem Papste persönlich bekanntlich jede Aufmerksamkeit zu erweisen, und soeben hat der russische Minister-Resident Tschartkoff dem Staatssecretair Cardinal Rampolla Muraview's neues Rundschreiben zugestellt, worin doch nicht blos eine Formalität zu sehen ist, ohne den Gedanken an eine praktische Betheiligung des Adressaten. Dem officiellen Italien soll, heißt es, jede neue Anerkennung des Papstthums als gleichberechtigter Factor im Rathe der Mächte unbequem sein; jedoch können wir nicht recht daran glauben, daß, wie das „Daily Chronicle" sich aus Rom berichten läßt, die italienische Regierung Rußland habe wissen lassen, es werde die Conferenz nicht beschicken, wenn ein Vertreter des Papstes zugelassen werde. Damit würde sich Italien ins Gesicht schlagen, denn es hat doch selbst durch die sogenannten Garantiegesetze den Papst als Souverän anerkannt, der Diplomaten entsendet und solche bei sich beglaubigen läßt. Wenn aber Italien auch einen solch unbesonnenen Schritt unterlassen haben sollte (?), so dürfte doch Stimmung genug dafür vorhanden sein. Darüber besteht wenig Zweifel nach der Haltung der italienischen Regierung in der Frage nach dem Orte für die Anarchisten-Conferenz. Wenn aber heilend an die Wurzeln des gesellschaftlichen Lebens zu greifen, wenn der Religion die ihr gebührende Stellung wiederzugeben war, dann hatte ein Vertreter des Papstes dort vor Allem seinen Platz. Verschiedene Mächte, darunter Oesterreich und Belgien, wünschten, um dem Papst die Betheiligung möglich zu machen, Venedig als Sitz der Conferenz, Italien dagegen spielte hartnäckig seine Roma intangibile aus, den Besitz, den es im Gegensatz zum Papstthum festhält. Dabei kam es hauptsächlich darauf an, den Vertreter des Papstes fernzuhalten, was ja dann auch gelungen ist — aber, wie wir annehmen dürfen, nicht ohne, daß in den (absolut geheim gehaltenen) Verhandlungen der Conferenz die Rolle zur Sprache gekommen ist, welche der Kirche und der Religion gerade in dem Lande zukomme, das als die eigentliche Züchtungsanstalt für Anarchisten zu gelten habe. Italien fällt in der Anarchistenfrage die Hauptverantwortlichkeit zu; was Wunder, wenn auf der Anti-Anarchistenconferenz ihm unangenehme Dinge wegen seiner Politik gegen Papst und Kirche gesagt worden sein (?) sollten. Was das officielle Italien bei dieser Gelegenheit durch die Bestimmung Roms als Conferenzort erreicht hat, wird es für die andere Gelegenheit, die Friedensconferenz, nicht erreichen. Hier ist keine Macht der einladende Theil, die dem Papstthum die Betheiligung mißgönnte, und von den Eingeladenen giebt sich ebenfalls keiner diese Blöße. Sollte Italien die einzige Ausnahme machen wollen und gar die erwähnte, unglaubliche Alternative stellen — nun, so wird man halt in Petersburg die Achsel zucken."

Wenn man in Petersburg wirklich die Betheiligung des Papstes an der Conferenz wünscht, so hat man dazu jedenfalls einen egoistischen Grund und kann sich deshalb auch nicht darüber wundern, wenn Italien diese Betheiligung nicht wünscht. Und mit Italien dürften auch andere Mächte, die recht wohl wissen, daß der Papst zwar keine bewaffnete Macht hält und weder einen Krieg erklären, noch bekriegt werden kann, noch starke politische Sympathien und Antipathien hegt und mithin auf der Conferenz das Gewicht seiner Stimme zu Gunsten einer gewissen Staatengruppe in die Waagschale werfen könnte, seinen Ausschluß von der Conferenz verlangen. Vielleicht würde sogar seine Betheiligung zu Differenzen führen, die sonst zu vermeiden wären. Uebrigens könnte, wie die „Nat.-Ztg." richtig bemerkt, wenn religiöser Einfluß zur Verhütung von Kriegen beitragen könnte, ebensogut wie der Papst auch der preußische evangelische Oberkirchenrath oder der anglikanische Erzbischof von Canterbury eine Einladung beanspruchen.

Mit echt amerikanischer Ruppigkeit anticipiren bereits New Yorker und Washingtoner Correspondenten, deren Meldungen natürlich in englischen Blättern bereitwillige Aufnahme finden, die Schuld der deutschen Beamten an den neuen **Samoa-Wirren** und sprechen die Erwartung aus, die deutsche Regierung, die den Präsidenten des Gemeinderaths von Apia schon abgerufen habe — woher wissen sie das? — werde auch den deutschen Consul Rose desavouiren und abberufen, sobald sie sich amtlich von der Sachlage überzeugt haben werde. Das wird sie voraussichtlich nicht thun, denn nach den vom Wolff'schen Bureau, jedenfalls nicht ohne Zustimmung des Berliner Auswärtigen Amtes, vielleicht auf dessen Veranlassung veröffentlichten, in Hamburg eingetroffenen Nachrichten, die wir schon im Morgenblatt wiedergaben, war der Deutschland genehme Mataafa von der einheimischen Bevölkerung mit sechsfacher Mehrheit zum König gewählt worden, wogegen eine Minderheit Tanu, den noch nicht großjährigen Sohn Malietoa's, auf den Schild erhob. Es kam zu Kämpfen, und um diese keine größeren Dimensionen annehmen zu lassen und Schlimmeres zu verhüten, hielten es die drei Consuln für angemessen, die Mataafa-Leute unter Leitung des deutschen Municipalpräsidenten von Apia, Dr. Raffel, als provisorische Regierung anzuerkennen. Nur der amerikanische Oberrichter Chambers protestirte und begab sich mit der unterlegenen Partei auf ein englisches Kriegsschiff. Man sieht nicht ein, aus welchem Rechtsgrunde Chambers gehandelt hat, zumal da die Consuln einig waren und es sich nur um eine vorläufige Regierung handelte. Ebenso unverständlich ist es, daß Chambers zurückkehrte, um das von der provisorischen Regierung geschlossene Obergericht gewaltsam wieder öffnen zu lassen und daß englische Marinetruppen ihn dabei unterstützten. Nachdem der Oberrichter das Land verlassen hatte und seine Amtsstätte verwaist war, konnte die Regierung gar nicht anders handeln als bis zur Ernennung eines Nachfolgers das Gericht zu schließen. Davon, daß der deutsche Municipalpräsident sich des Obergerichts allein habe bemächtigen wollen und ausgerufen haben soll: „Ich bin der oberste Gerichtshof, ich bin der Oberrichter!" steht in der deutschen Meldung keine Silbe. Wir gönnen der „Frkf. Ztg." das Vorrecht der Verdächtigung des Berliner Auswärtigen Amtes, die Ereignisse in dem Hamburger Telegramm so dargestellt zu haben, wie man sie zu sehen wünsche, sich also einer Fälschung schuldig gemacht zu haben und nehmen im Gegentheil an, daß die deutsche Meldung der Wahrheit näher kommt, als die englisch-amerikanische, deren Bestreben es ist, die englischen und amerikanischen Beamten (diese sollen ja den Deutschen Dr. Raffel aus dem Obergericht heraus auf die Straße geworfen haben, nachdem sie merkwürdiger Weise das Gericht vorher mit geschlossen hatten) in voller Harmonie gegen die Deutschen zu zeigen. Jedenfalls sind wir der Zuversicht, daß die deutsche Regierung ihre Entscheidung erst auf Grund vollständig authentischen Nachrichtenmaterials treffen wird und im Augenblick, wo es scheint, daß eine Arrangirung nicht von deutscher, sondern von englisch-amerikanischer Seite vorliegt, es entschieden abgelehnt hat, ihre Beamten zu desavouiren oder gar abzuberufen. Sie wird gewiß die deutschen Interessen in keiner Weise antasten lassen. Die Lösung der Verwickelung, bei der es nur auffällig ist, daß der deutsche Kreuzer „Falke" nicht eingegriffen hat, wird durch directe Verhandlungen zwischen den drei betheiligten Großmächten angestrebt. Hoffentlich zögert die deutsche Regierung nicht zu lange mit der Veröffentlichung des authentischen Sachverhalts. Schon jetzt wird ihr, wenn auch mit Unrecht, von gewisser Seite gesagt: „qui tacet, consentire videtur" und von einem Vertuschungsversuch gesprochen. Wir fügen nachstehende Meldungen an:

* **Wellington** (Neuseeland), 20. Januar. Der britische Kreuzer „Tauranga" hat Befehl erhalten, nach Samoa abzugehen.

* **Washington**, 20. Januar. Der gegenwärtig in New York liegende Kreuzer „Newark" erhielt Befehl, durch die Magelanstraße nach San Diego abzugehen, um dort die „Philadelphia" zu ersetzen. Wie verlautet, muß die letztere gereinigt und reparirt werden und kann nicht vor einer Woche nach Samoa auslaufen.

In **Frankreich** ist man, kaum noch zum Tode betrübt, wieder einmal hemmelhochjauchzend. Erst wurde die indochinesische Anleihe 36 Mal gezeichnet und jetzt drängt sich, wer noch einen Sous übrig hat, zur Subscription für das zweite **Unterseeboot**. Welche Hebung des Nationalgefühls, welche Neubelebung **des nationalen Muthes**, welche Aufrichtung der nationalen Hoffnung! Im „Matin" giebt Charles Laurent sogar seiner Freude darüber Ausdruck, daß so viele Kinder und Schüler, auch zahlreiche Arbeiter sich an der Subscription betheiligen. Er deutet dies als den sichersten Beweis, daß Frankreich auf die heranwachsende Jugend, auf das Volk zählen darf. Paul de Cassagnac, dessen Patriotismus ebenfalls über jeden Zweifel erhaben ist, hält hingegen die Subscription für ein kindisches und unkluges Spiel. Gleich Yves Guyot, mit dem er ausnahmsweise übereinstimmt, hält er es für unstatthaft, Frankreich etwas zu schenken, sei es nur ein Schiff, eine Kanone oder ein paar Pferde. Solcher Almosen bedürfe Frankreich trotz seiner schlechten Finanzen nicht; man mache es dadurch vor Europa nur lächerlich. Ja, wenn man sich dazu aufschwingen und den Bau einer ganzen Flotte in Angriff nehmen lassen wollte! Das hätte etwas für sich, aber ein einzelnes Schiff und noch dazu ein solches, das nach dem noch nicht ganz erprobten Typus des „Gustave Zédé" gebaut werden soll, wie thöricht! Cassagnac sieht einen Kampf mit England voraus und gesteht betrübten Herzens, daß Frankreich sich England gegenüber in der gleichen Lage befinde, wie Spanien Nordamerika gegenüber. Darum sei es gezwungen, dem Kampfe möglichst lange aus dem Wege zu gehen und sollte es auch die „Nadelstiche" vermeiden, die ihm schon Faschoda eingetragen haben und ihm noch die Räumung von Neufundland mit andern blutigen Demüthigungen eintragen werde. „Das wird Niemand leugnen wollen",

---

Feuilleton.

Onkel Wilhelm's Gäste.

17] Roman von A. von der Elbe.

Nachdruck verboten.

Wer die Schädigung, die ihr aus unserer zurückgegangenen Verlobung erwuchs, so groß, daß ich moralisch gezwungen war, dagegen mein Lebensglück in die Lanze zu schlagen? Ich hielt mich überzeugt, daß es nicht der Fall sei, und die Folge hat mir Recht gegeben. Was sollte ich nun thun, sollte ich dieser Sache wegen eine Herausforderung von ihrem Vater annehmen?

Mir war, meiner ganzen Natur und Anschauung nach, das Duell von jeher zuwider gewesen. Ich wußte, daß ich mit dieser Anzeigung gegen Standesgrundsätze verstoße. Allein meine Ehre hing — meiner Ueberzeugung nach — nicht vom Gutachten Anderer ab und konnte, falls ich sie geschädigt hatte, nicht durch einen Kugelwechsel hergestellt werden. Sie beruhte in meinem Thun und Lassen, und wenn ich jetzt meiner Braut Liebe heucheln wollte, so war das ehrlos. Ich hegte keinen Haß gegen den Major, und er brauchte mich auch nicht zu hassen, wenn ich die Thatsache, daß ich Lucie nicht mehr liebe, erkannte und aussprach und wenn ich mein Lebensglück nicht preisgeben wollte.

Wie ich vorausgesehen, bekam ich von ihm, von Lucie's beiden älteren Brüdern und endlich auch von ihren zwei Vettern Herausforderungen; es war fast lächerlich! Sollte ich mich dieses herzlosen Mädchens halber füsiliren lassen? Dazu war mir doch mein Leben zu lieb. Obgleich es unanständig ist, diese einfache Naturwahrheit als Mann und Officier auszusprechen, leugne ich sie nicht.

Andererseits, wenn ich auch das Duell, in der besten Absicht, kein Mörder werden zu wollen, annahm, es blieb unberechenbar, was im letzten Augenblicke, im Gefühl der Nothwehr, geschah und es würde mich sehr unglücklich gemacht haben, dem Mädchen ebenein noch einen lieben Verwandten zu tödten.

Ich erklärte also mit aller Bestimmtheit, ich werde mich nicht schlagen, und reichte zugleich meinen Abschied ein, denn ich wußte, daß ich nun nicht im Dienst bleiben könne.

Gutgemeinte Versuche von Seiten der Kameraden, mich wenigstens zu einem Rencontre zu bewegen, wurden gemacht, ich aber verwarf alle Spiegelfechtereien. Es war eine traurige Zeit harter Kämpfe. Auch meine Familie wandte sich von mir ab, ich sah mich aufgegeben und nur das Einsiedlerleben hier auf dem Rustebergs blieb mir übrig."

Der alte Mann schwieg einen Augenblick, überwältigt von seinen Erinnerungen und sah starr vor sich hin. Aber bald blickte er wieder heiter auf und fuhr fort:

„Da hat mein treuer Bursche Hahnewinkel, ob er bei mir bleiben dürfe; so war ich doch nicht ganz verlassen. Der alte Gesell, wenn auch im Mißverstehen höflicher Formen manchmal närrisch, ist doch mein bester Freund und mir unentbehrlich geworden. Auch meine hiesigen Jugendbekannten nahmen es mit dem militairischen Ehrencodex nicht allzu genau, und so habe ich doch noch auf meinem Berge ein Leben gefunden, wie es mir zusagt."

Nella schlang die Arme um seinen Hals, jetzt verstand sie ihren kleinen, guten Onkel völlig. Mitleid mit allem Jammer der Creatur, sei's Mensch oder Thier, erfüllte das Herz dieses Mannes. Liebe geben und empfangen war sein natürliches Bedürfniß und sein Wesen strömte daher eine Fülle von Behagen verbreitender Wärme aus. Bei aller dänglichen Sorge für sein Wohlbefinden blieben ihm doch Enge und Selbstsucht fern, er hätte gern für jedes Geschöpf ebenso treu gesorgt wie für sich selbst.

„Du sollst nie wieder allein sein, mein Herzens-Onkelchen!" rief Nella und küßte seine runzlichen rothen Backen. „Ich habe Dich schrecklich lieb und möchte Dich verziehen, wo ich nur kann. Eine gute, treue Tochter sollst Du an mir haben!"

„Bist ein braves Kind, Petronella, aber komm, es wird kühl und wir könnten uns erkälten." Er nahm einen Wollshawl aus seiner Rocktasche und wickelte ihn sich um den Hals, während er von der Bank aufstand.

Nella meinte, daß es jetzt beim Sonnenuntergange erst recht angenehm hier oben werde, allein sie wagte keine Einwendung

Hahnewinkel und seine Gefährtin nahmen auch ihre Harken auf die Schulter und zogen heim.

Die Knaben kamen aus dem Walde zurück und so gingen sie Alle miteinander nach der Burg hinunter.

Vierzehntes Capitel.

Ein zweiter, viel härterer Winter lastete mit seiner kalten Hand schwer auf den Bewohnern des Rustebergs. Die Fensterscheiben thauten kaum noch auf, und ein eisiger Wind fuhr um die freie Höhe. Der Schnee lag seit mehreren Wochen bis zu den Fenstern des unteren Stockes hinauf und die Verkehrsverhältnisse wurden immer schwieriger.

Die Knaben, jetzt zwölf- und dreizehnjährige abgehärtete Burschen, hatten doch ihre Noth, zur Schule hinunter zu kommen und mußten dann und wann zu Hause bleiben. Sie hielten sich an solchen Tagen gern in der Küche am warmen Herde auf und übten hier ihr Geigenspiel, da sie mit solchen Uebungen den Onkel nicht plagen durften.

Onkel Wilhelm verließ sein stark geheiztes Zimmer schon seit Wochen nicht und ließ sich's angelegen sein, die Oefen in Wohn- und Schlafgemach reichlich zu versorgen.

Hahnewinkel konnte kaum genug von den großen Holzvorräthen, die unterm Schuppen lagen, herbeischleppen, um alle Ansprüche zu befriedigen.

Am meisten verschlang indeß der Kamin im Rittersaale, wo Nella eifrig bemüht war, ein tüchtiges Feuer für ihren kranken Vater zu unterhalten. Noch immer konnte sie ihn nicht bewegen, ins kleine Haus und in die behaglicheren Räume hinunter zu gehen.

Mit verwirrtem, aufgeregtem Gebahren versicherte er der ängstlich bittenden Tochter, er könne seinen Arbeitstisch nicht verlassen und mit einem scheuen Blick auf die dunklen Ritterbilder fügte er hinzu: „Meine Ahnen würden mir fluchen, wenn ich dem plebejischen Treiben da unten beipflichten wollte."

Was er sich darunter dachte, erfuhr Nella nicht, aber sie erkannte, daß ihr Bitten vergeblich sei, und daß sie ihn aus seiner gewohnten Umgebung, machte diese noch so unbehaglich werden, nicht fortlocken könne.

Die Mahlzeiten mußte sie mit den Brüdern bei ihm einnehmen. Wenn sie auch nahe an die lodernden Flammen des Kamins heranrückten, so herrschte doch eine empfindliche Kälte in dem weiten Raume, den nach Möglichkeit zu verwahren Nella's beständige Sorge war. Sie hatte schon undichte Fenster geklebt, was sie an Teppichen besaß, ausgebreitet und einen Schirm um des Vaters Bett gestellt

Besonders bestrebt war sie, mit Hahnewinkel's Hilfe das Feuer so zu versorgen, daß es bis zum anderen Morgen anhielt. Für den nächsten Winter mußte bessere Fürsorge getroffen, ein Ofen gesetzt und die Ecke, in der ihr armer Vater hauste, durch eine Wand abgeschoben werden. Sie hatte schon mit Hahnewinkel gesprochen, und so schwierig die Veranstaltung auch sein mochte, es mußte geschehen.

Es war an einem bitterkalten Januartage, als Nella noch einmal Abends zu ihrem Vater ging, um zu sehen, ob er auch für die Nacht wohlversorgt sei. Er lag schon im Bette und sagte feierlich:

„Eben hat mir mein Ahn, der Kreuzritter Paul Eberhard vom Rustelberg — der da drüben, anvertraut, wo ich die wichtigen Papiere finden kann."

Nella, an solche Eröffnungen gewöhnt, ging nicht darauf ein, um den Kranken nicht aufzuregen. Sie stopfte die Kissen um ihn und bat, er solle recht ruhig liegen, die Decken nicht verschieben, damit er warm bleibe, es sei gar zu kalt diese Nacht.

Er murrte etwas von unnöthiger Sorge, wie er oft that.

Nella sah nach dem Feuer, Holzklötze und Scheite waren im Kamin so geschichtet, daß die Flamme reichliche Nahrung fand und die Wärme sich jedenfalls lange hielt.

Da der Kranke nicht im Dunkeln sein mochte, stellte sie, wie jeden Abend, hinter den Betischirm eine wohlverforgte brennende Lampe, dann küßte sie den Vater und sagte ihm noch einmal gute Nacht.

Als seine Tochter gegangen war, lag Peter Alexander noch eine Weile mit offenen Augen da. In seinem kranken Hirn drängten sich die Wahnvorstellungen. Er war überzeugt, daß Ahn Eberhard — der da mit dem Kreuzritter-Mantel, den er im verschwimmenden Dunkel des weiten Raumes nur undeutlich sah, es sehr gut mit ihm meine, und ihm helfen wolle, wieder zu seinem Rechte zu kommen.

Er flüsterte: „Ja früher, da sind wir ausgezogen mit Roß und Reisigen, legten uns vor den Wendelstein und bedrängten den Feind, bis wir in stiller Nacht, wie heute, die Burg erstiegen, die Ungerechten niedermachten, und wieder Herren wurden da, wo man uns vertrieben. Jetzt hängt alles Recht vom Papier ab — vom Papier — suchen — suchen."

Des Kranken wirre Gedanken verdämmerten, er schlief ein.

Die Nacht schlug ihren schwarzen Mantel um den alten Bau. Nirgend ein Laut. Die Thiere unter Wilhelm's Obhut waren wohl versorgt, die Hunde lagen am warmen Ofen. Nur im Walde bog sich knisternd mancher Ast unter der Last des Schnees, es knackte und rieselte, und aus der Ruine tönte dann und wann der klägliche Schrei eines Käuzchens, das von der Kälte leiden mochte.

In dem alten Rittersaale war's ganz still, athemberaubend still. Hätte ein Ohr hier gelauscht, würde es gemeint haben, die Zeit mit leisem Rauschen verrinnen zu hören.

Da seufzte Peter Alexander in seinen Kissen und warf sich unruhig umher. Er murmelte:

„Ja, ja, Eberhard — warte nur — komme schon. —"

Schlaftrunken richtete sich der Träumer im Bette empor. „Er will mir die Papiere geben — ich muß — hu, wie kalt."

Ein mageres Bein streckte sich aus dem warmen Lager hervor,

SLUB
Wir führen Wissen.